

Die Gerüche waren anders, die Töne waren anders, die Farbe des Tages war anders.

Weil er brav und gut in der Schule war, wurde der zwölfjährige Halbweise Amor für die Reise in das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen ausgewählt. Er liess seine jüngeren Brüder im dortigen Kinderdorf zurück, reiste vom warmen Süden Tunesiens in die kalte Schweiz, wo alle Leute schön und wohlgenährt waren, die Mädchen wie Märchenprinzessinnen aussahen – und wo man statt mit einer ausgestopften Socke mit einem Lederball Fussball spielen konnte.

Der Autor Amor Ben Hamida erzählt aus seiner Kinder- und Jugendzeit, von Abschied und Tränen aber auch vom Staunen und von der Integration – deren erste Herausforderung in Form eines «Birchermüesli» auf ihn zukam.

Ich bin am 10. oder 15. April 1958 in Medenine in Südtunesien geboren. Damals ging man gelegentlich in die Stadt und meldete Geburten, Todesfälle und andere amtlich festzuhaltende Ereignisse einem Schreiber. Dieser muss wohl die damals noch gängige arabische Ziffer fünf '0' mit der neuen – auch arabischen – Zahl 5 verwechselt haben. Jedenfalls musste ich im Erwachsenenalter mehrere Dokumente «synchronisieren». Mein Vorname Amor hat nichts mit der römischen Götterwelt zu tun. Es ist derselbe ehrenhafte Vorname Omar, der in Nordafrika anders betont wird. Als die Briten in Ägypten und im Nahen Osten den Vornamen hörten, übersetzten sie ihn mit Omar. Die Franzosen haben bekanntlich ein anderes phonetisches Gefühl und glaubten im selben Vornamen in Tunesien und Algerien Amor zu hören.

Als ich fünf Jahre alt war, starb mein Vater völlig unerwartet. Er hinterliess Frau und vier Kinder: drei Jungen und ein Mädchen. Meine Mutter hatte keine Rente, keine Versicherung, keinen Beruf und keine Ausbildung. So verteilte man uns Jungen unter Verwandte. Die Tochter blieb bei unserer Mutter, die

sich mit Haushaltarbeiten durchschlug. Einige Jahre später kamen wir drei Brüder in ein Waisen-Kinderdorf in Südtunesien. Und dort suchte das Kinderdorf Pestalozzi Kinder, die es nach Trogen ins Appenzellerland holen wollte. Dass ich schliesslich zusammen mit sechs Kindern aus insgesamt 50 Kindern ausgewählt wurde, hatte damit zu tun, dass ich brav und gut in der Schule war.

Ein Abschied, über den nie wieder gesprochen wurde

Es muss im Februar des Jahres 1970 gewesen sein, als der Dorfdirektor mich vom Fussballspiel zu sich rief. Fussball nannten wir es, weil wir es mit den Füessen spielten, nicht wegen des Balls. Denn diesen haben wir aus einer alten Socke, Papier und Stoffresten gebastelt. Er war kleiner als ein Handball. Als Tor dienten zwei Steine; der beste Torwart war jener, der es schaffte, unbemerkt den Abstand zwischen den Steinen zu reduzieren. Aber zurück zum Dorfdirektor. Er erklärte mir, ich könnte – wenn ich wollte und meine Mutter zustimmte – in die Schweiz, vorausgesetzt, ich bestünde das Auswahlverfahren. Ich glaube, ich sagte ja und ging wieder Fussball spielen.

Was für ein Glück, dass das menschliche Gedächtnis seine Grenzen hat: Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich noch heute fühlen würde, wie es meinen kleinen Brüdern damals erging. Als ich sie alleine liess. Einer hatte Zahnweh – das weiss ich noch heute –, der Kleine war krank, ass wenig und nahm stark ab. Wir haben über diesen Abschied nie mehr gesprochen, vielleicht weil wir nicht nachempfinden wollten, wie es für sie und mich damals war. Vielleicht sollten wir diesen Moment unseres Lebens doch einmal ansprechen, auch wenn es schmerzt.

Doch zurück ins Waisendorf. Einige Tage nach dem Gespräch mit dem Direktor erhielt meine Mutter einen Brief. Sie sollte entscheiden. Meine arme Mutter wusste damals absolut nichts über die Schweiz. Einige Bekannte erzählten ihr von Neutralität, guten Ausbildungsmöglichkeiten und dass die Schweiz auf der anderen Seite des Mittelmeers liege. Sie hätte doch diese Leute im Fernseher meines Grossvaters gesehen, die auf Brettern den weissen Hang eines Berges hinunter rutschten.

Drei Wochen später liess ich meine zwei jüngeren Brüder in diesem Kinderdorf zurück und nahm den Bus nach Tunis. Es machte mir Sorgen, die Verantwortung für meine Brüder abzugeben. Wie würden sie zurecht kommen? Würde sich der Kleine durchsetzen? Würde er genug essen? Und wenn einer von ihnen krank würde? Ich war damals zwölf, meine Brüder zehn und acht Jahre alt.

Eine Schulklasse aus 48 Steinen

Ich bekam einen kleinen Koffer, an dessen Inhalt ich mich nicht mehr erinnere – vermutlich Kleider, ein Stück Seife, ein Tuch – , und wurde in einen Bus gesetzt. Der Fahrer erhielt die Instruktion, er solle mich in Tunis an einem bestimmten Ort abladen, ich würde erwartet. In Tunis wurde ich an einen Sammelort gebracht, ein kleines Kinderdorf, wo ich die anderen Kandidatinnen und Kandidaten kennen lernte. Ich glaube nicht, dass irgend jemand von uns damals genau wusste, worum es ging.

Wir stellten uns vor, erzählten über unsere Herkunft, unsere Vergangenheit. Pädagogen schrieben mit, machten gelegentlich einfache Tests mit uns, nichts Besonderes. Auf die Frage, was wir werden wollten, kam meistens dieselbe Antwort: «Arzt» oder «Lehrer». Ich wollte Lehrer werden. Das wollte ich, seit ich etwa sieben Jahre alt war. Ich bildete eines Tages hinter unserem Haus, im Schatten eines grossen Eukalyptusbaumes, meine Klasse nach: 48 Steine habe ich mühsam gesammelt und in einer Achterreihe so neben- und hintereinander gestellt, dass ich jeden der Schüler beim Schwatzen oder Spicken sehen konnte. Ich lehrte die Steine... Was kannten wir schon für andere Berufe? Maurer wollte niemand werden. Ansehen hatten nur Lehrer und Ärzte.

Eine neue Welt, wo alle Autos neu zu sein schienen

Einige von uns wurden ein paar Tage später wieder nach Hause geschickt. Ich weiss nicht mehr, ob sie enttäuscht waren oder froh, in ihre gewohnte Umgebung und ihren Freundeskreis zurückzukehren. Wir «glücklichen» sieben «Auserwählten», drei Mädchen und vier Jungen, durften einige Tage länger in Tunis bleiben. Meine Mutter reiste aus dem Süden an, um mich vor der Abreise noch einmal zu sehen. Weiss Gott, was damals in ihr vorging. Dachte sie, sie würde mich verlieren, oder wusste sie, dass sie mich in eine Welt entliess, die mir mehr bieten konnte als meine Heimat?

Wenn sich heute einer meiner Söhne, besonders der kleinere, fürs Wochenende oder eine Skilagerwoche verabschiedet, spüre ich wohl etwas davon, was unsere Mütter damals im Flughafen Tunis-Carthage fühlten, als sie uns, die sieben kleinen Knirpse, durch die Zollschranken gehen sahen. Wir fassten unseren ganzen Mut, um nicht mit ihnen zu weinen. Wir gingen einer neuen, interessanten, fast sagenhaften Welt entgegen,

und sie blieben zurück, mit ihren Gedanken und Befürchtungen und Hoffnungen und Tränen und Sorgen.

Der 18. April 1970 war ein Samstag. Um die Mittagszeit landeten wir in Zürich-Flughafen, und uns wurde sofort klar, dass wir hier in einer anderen, fremden, unfreundlich-kalten, aber reichen, schönen Welt ankamen, wo alle Autos neu zu sein schienen. Alle Menschen waren schön, wohl genährt, gut gekleidet, makellos und sauber. Die Gerüche waren anders, die Töne waren anders, die Farbe des Tages war anders. Es war ruhig – wir waren es auch. Denn jetzt stellten wir fest, dass es sich weder um Traum noch Halluzination handelte. Wir waren ausserhalb unserer Heimat und unserer gewohnten Welt.

Blaue Augen und goldenes Haar

Die Sehnsucht wich einem Staunen und einer kindlichen Neugier. Die anderen Kinder beobachteten uns nicht so befremdet, wie wir sie anschauten: Wir sahen zum ersten Mal echte Blonde mit tiefblauen Augen, die uns an Märchenprinzessinnen erinnerten, denn in vielen arabischen Märchen haben die Prinzessinnen goldfarbenes Haar. Wir begegneten Kindern mit Schlitzaugen und komischen Sprachen. Und natürlich lernten wir als erstes Schimpfwörter. So fragte mich ein kleiner Dorfbewohner ganz freundlich: «Spielst du?» Ich fauchte ihn an und bedrohte ihn, antwortete dann: «Du spinnst!» Er sagte nur lachend: «Nein, nein, spielen, Fussball, spielst du auch?» Ich lächelte ihn an, nachdem ich mein Missverständnis eingesehen hatte, und wir spielten Fussball. Dieses Mal mit einem echten Lederball, auf Rasen und mit einem richtigen Tor!

In dieser Gesellschaft wuchs ich auf. Ich knüpfte Freundschaften, die für die meisten Menschen auf dieser Welt nicht denkbar sind. Freundschaften zu Kindern aus allen Kontinenten. Ich verbrachte fünf Jahre mit Kindern, die Namen hatten wie Hirut Eskelalem, Günther Adomeit, Morris Calvert, Arto Pekkanen, Jacques Irace, Jannis Papadopoulos, Mani Ramaswami, Nicola Ceveri, Yun-Su Kim, Ferenc Petrik, Sonam Gyaltag, Phan Dien Tri. Gott segne Dr. Walter Robert Corti, der 1946 forderte: «Lasst uns ein Dorf für Kinder bauen!» Was ein Mann mit einem einzigen zur Verfügung stehenden Leben bewirken kann!

Auf dem Weg zur Integration

Es waren fünf schöne und prägende Jahre im Appenzellerland, bevor ich 1976 nach Neuchâtel ging und vier Jahre später ein Handelsdiplom erhielt. Natürlich gab es dazwischen Heimweh, Tränen in der Nacht, Trauer und Einsamkeit. Aber es gibt ein weises arabisches Sprichwort für solche Fälle: «*takbar u tansa*» (du wirst älter und vergisst).

Die erste Erfahrung mit der Integration kam in Form eines «Birchermüeslis». Ich fragte mich, wie man so etwas essen

kann. Doch die Zeit ist der beste Integrationshelfer: Heute ist es ein Leibgericht von mir.

Nach meiner Ausbildung hatte meine Mutter mir schon eine Cousine zur Frau ausgesucht. Das war und ist teilweise heute noch so in ländlichen Gebieten arabischer Länder: Die Eltern suchen die Ehepartner für ihre Kinder. Meine liebe Mutter wusste aber nicht, dass ich in der Schweiz bereits eine Freundin hatte. Eine Beziehung ohne verheiratet zu sein – das ist ausserhalb der Städte noch immer verpönt: Man lebt doch nicht mit einer Frau ohne Ehevertrag, sozusagen auf Probe, stiehlt womöglich ihre Jungfräulichkeit und überlässt sie anschliessend ihrem Schicksal. Eine solche Frau hat in meiner alten Heimat kaum mehr eine Chance auf Heirat; früher wurde sie sogar ausgestossen.

Da es – in der Generation meiner Eltern – auch unüblich war, dass eine Frau ausser Haus einer Arbeit nachging, war eine Frau wirtschaftlich auf einen Mann angewiesen. Daher kommt die panische Angst vieler Eltern vor einem Verlust der Jungfräulichkeit ihrer Töchter. Natürlich hat sich das heute in vielen Städten geändert. Dennoch ist vielerorts in islamisch-traditionellen Gesellschaften ein Zusammenleben und Zusammenwohnen ohne Heirat undenkbar – wie auch bei Katholiken teilweise heute noch im südlichen Europa.

Anfangs wurde meine Ehe mit einer Schweizerin kritisiert. Doch auch in Tunesien wurden mit den Jahren die Meinungen dazu weicher, die Erfahrungen mit der europäischen Gesellschaft besser und die Beziehungen dank Tourismus auch eindeutig häufiger.

Beschnitten und getauft

Und wieder holte mich die Frage nach der Integration ein: Als unser erster Sohn geboren wurde, kam aus heiterem Himmel die Frage nach der Religion. Nun ist es so, dass in der islamischen Welt die Meinung vertreten wird, dass Kinder den Glauben ihres Vaters übernehmen. Das ist in einer bi-kulturellen und bi-religiösen Beziehung insofern eine Illusion, als auch die Sprache der Kinder oft mit jener des Vaters verbunden wird. Nicht umsonst heisst es Muttersprache, und die Religion wird in den ersten Lebensjahren des Kindes mehr von der Mutter als vom Vater vermittelt. In der arabischen Gesellschaft ist es wohl anders: Kaum können Kinder gehen und reden, schauen und hören sie ihrem Vater beim Gebet zu.

Bei einem bi-kulturellen Paar in Europa ist es wesentlich schwieriger: Ich jedenfalls war in jungen Jahren mit meiner Karriere im Verkauf beschäftigt und viel unterwegs. So entschieden wir damals, unseren Sohn zu beschneiden und zu taufen. Damit handelten wir uns auf beiden Seiten Probleme und Unverständnis ein. Und als wir es mit unserem zweiten Sohn gleich taten, waren wir nun hier und dort die Aussenseiter.

Bi-kulturelle Eltern stehen oft sehr alleine und entscheiden meistens so, wie es die lauter schreiende Familie will.

Integration ist die unabdingbare Folge der Migration

Seit Menschengedenken gibt es Migration: Aus wirtschaftlichen, politischen und sozialen Gründen, bei Dürre, Naturkatastrophen, Kriegen und ethnischen Kämpfen flohen Menschen von einer Gegend der Welt in eine andere. Im Grunde genommen sind wir alle Migranten. Welcher Nordamerikaner mit weisser Hautfarbe kann das nicht von sich behaupten? Leute, die ihre Heimat freiwillig verlassen, ihre Freunde und Kultur, ihre gewohnten Bilder und Landschaften, diese Leute nennt man Touristen. Sie gehen nur vorübergehend weg. Migranten aus anderen Kulturkreisen würden lieber bei ihren Angehörigen bleiben, wenn sie dieselben Bedingungen vorfinden würden.

Die Migration existiert auch in der Tierwelt. Und die Integration auch: Kleine Vögel schaffen es nicht nur, weite Strecken hinter sich zu bringen, sondern auch in dem jeweils für sie neuen und fremden Gebiet mit fremder Fauna und Flora zu überleben. Was haben wir Menschen eigentlich für Probleme und Bedenken im Zusammenhang mit der natürlichen Integration, die ja nicht vollkommene Assimilation bedeutet. Die Vögel verändern weder ihre Farbe, noch ihre Laute, sie schaffen es aber, im kalten Norden und im heissen Süden zu überleben.

Fünf grosse Hindernisse für eine dauerhafte Integration

Die Sprache. Wer die Sprache seiner neuen Gegend nicht lernt, gleicht einem Vogel, der übers Mittelmeer nach Nordafrika fliegt, um dort festzustellen, dass er die Vegetation nicht kennt, er wird sich nicht orientieren können, wird nichts zu fressen finden und schliesslich nicht einmal mehr den Heimweg schaffen, sondern vor sich hin vegetieren, bis ihn irgend ein Raubtier schnappt.

Der Glaube. Wer von einem islamischen in ein christliches Land einwandert und denkt, die Christen seien Ungläubige, der müsste sofort kehrt machen und wieder nach Hause gehen, denn diese Aussage stimmt nicht. Viele Migranten vergleichen ihren Glauben, den sie zu kennen glauben, mit dem Glauben der Gastgeber, den sie noch gar nicht kennen. Verhaltensweisen und Einstellungen werden auf die Religion zurückgeführt und so entstehen Feindbilder.

Die Geschichte. Viele Migranten aus ehemaligen Kolonialgebieten empfinden immer noch die Demütigung der Geschichte. Sie sehen in den Europäern die alten Kolonialherren, fühlen sich entweder minderwertig oder sehen die Gastgeber als Rassisten. Aber die Europäer haben es geschafft, von Erzfeinden zu guten Nachbarn und Freunden zu werden. Warum sollten

die Menschen, die aus der Dritten Welt nach Europa auswandern, die alten Feindseligkeiten aufrechterhalten? Warum können wir nicht endlich diese alten Geschehnisse bereinigen?

Die Kultur. Wer seine Kultur exportieren will, kann das nur in einem gewissen Masse. Wenn Menschen früher in andere Gebiete wanderten, verloren sie mit der Zeit ihre alten Riten und Gebräuche, weil sie den neuen klimatischen Verhältnissen angepasst wurden (Kleidung, Essen, Feste...). Glücklicherweise müssen wir das nicht mehr. Die meisten Gastländer Europas tolerieren eine andere Kultur, andere Sprachen und Religionen neben den ihren. Es kann aber nicht sein, dass man über dreissig Jahre lang nichts von der Kultur seines Gastgebers erfahren will, während man darauf pocht, die eigene Kultur und die eigenen mitgeführten Bräuche weiterhin ausführen zu dürfen.

Die Vision. Vielen Migranten fehlt die Vision des Lebens, wenn sie auswandern. Sie beschränken ihre Migrantenzzeit auf das Verdienen von Geld, in der Hoffnung, so schnell wie möglich wieder nach Hause gehen zu können, und übersehen dabei die schönen und lehrreichen Seiten ihrer Umgebung. In den meisten Fällen werden sie im Gastland doch alt und stellen fest, dass sich weder integriert haben, noch die alten Bande behalten konnten. Die neuen Wurzeln haben nicht geschlagen und die alten gingen verloren. Dies kann im Alter ein destruktiver, demütigender und bitterer Befund sein. Ein ganzes Leben im Transit...

Integration ist die natürliche Konsequenz der Migration. Man kann durchaus mehrere Kulturen in sich tragen. Dies ist ein Reichtum und keine Schwäche, wie es oft dargestellt wird. Eine Bereicherung für den Gast und den Gastgeber!

Les odeurs étaient différentes, les tons étaient différents, la couleur du jour était différente

Parce qu'il était sage et bon élève, Amor, douze ans et orphelin de père, avait été sélectionné pour le voyage jusqu'au Village d'enfants Pestalozzi à Trogen. Laissant ses plus jeunes frères au Village d'enfants de « là-bas », il quitta le chaud Sud tunisien pour la froide Suisse, où tous les gens étaient beaux et bien nourris, où les filles ressemblaient à des princesses de contes de fées et où l'on pouvait jouer au foot avec un ballon de cuir au lieu d'une chaussette bourrée de chiffons.

L'auteur Amor Ben Hamida raconte son enfance et son adolescence, évoque les adieux et les larmes, mais aussi ses émerveillements et son intégration – dont le premier défi se présenta à lui sous la forme d'un « Birchermüesli ».

C'est à la naissance de son premier enfant que la particularité d'une relation biculturelle apparut. Dans quelle religion son enfant devait-il être éduqué? Les parents optèrent pour un compromis: le petit garçon serait circoncis et baptisé.

De son point de vue d'immigré, l'auteur fait le bilan suivant: l'intégration est la conséquence naturelle de la migration. On peut tout à fait porter en soi plusieurs cultures. C'est une richesse et non pas un déficit, comme on le prétend souvent. Une richesse tant pour l'invité que pour l'hôte!

Amor Ben Hamida wuchs in Tunesien auf und lebt in der Schweiz, seit er zwölf Jahre alt ist. Seit 2001 hat er mehrere Bücher veröffentlicht.
www.benhamida.ch